

(Nachdruck verboten.)

Bankrott.

Von F. Schwarz.

(Schluß.)

9) Doch das alles ist nicht weiter ungewöhnlich und es würde mich gewiß nicht so weit gebracht haben, wäre nicht ein anderes dazu gekommen. Auch nichts Ungewöhnliches, etwas, das sich jeden Tag vor unseren Augen abspielt, etwas, das wie eine ungeheuerliche, unausweichliche und unheilbare Krankheit unsere Zeit durchseucht. Ich sagte bereits, daß ich unser häuerliches Hinterland in fester Hand hielt. Man vertraute mir unbedingt; ich begnügte mich mit einem bescheidenen Nutzen und fand für meine gute und darum preiswerte Ware immer Absatz. Da thut sich eines Tages eine neue Firma in unserem Städtchen auf. Erdkundigen befähigten meine Furcht: ich hatte es mit der Filiale einer Weltfirma zu thun, die es schon lange wurmen mochte, daß sie das Getreide unserer Gegend nicht von Produzenten selbst kaufen konnte. Meine Befürchtung, daß es auf meinen Untergang abgesehen sei, daß es sich hier um einen Kampf auf Tod und Leben handle, erwies sich als nur zu begründet. Als ich die nächsten Abschlüsse mit meinen seitherigen Lieferanten machen wollte, hörte ich von allen Seiten, daß die Herren K. so viel mehr geboten hätten, als ich. Man habe nicht abgeschlossen, gewiß nicht, da man mir, schon in Anbetracht unserer langjährigen Beziehungen den Vorzug gebe, aber die Preise bewilligen müsse ich auch. Mir blieb keine Wahl. Gab ich nicht nach, so konnte ich gleich mein Bündel schnüren, hielt ich aus, so war es möglich, nein, so war es, wie ich mir einredete, sicher, daß meine Konkurrenten nach einigen Versuchen ihr Geld nicht weiter unnütz verpulvern und mir das Feld räumen würden.

Thor, der ich war! Der ich mich auf dem Standpunkt des Kleinen stellte, der das Wenige ängstlich zu wahren bestrebt ist, und nicht bedachte, daß meine Nebenbuhler den Atem länger anhalten konnten als ich, daß sie Tausende und aber Tausende aufwenden konnten, hatten sie doch die Aussicht, am Ende Sieger zu bleiben, oder konnten schlimmstenfalls die Verluste leichter verschmerzen. Zu dieser Einsicht kam ich erst, als es zu spät war, als ich bereits einige Jahre mit Verlust gearbeitet, mein ganzes Vermögen zugefegt und, hier sank seine Stimme zu fast unhörbarem Flüstern herab, „schon die Hand an anvertrautes Gut gelegt hatte.“

Von da an war mein Leben nur noch ein verzweiflungsvoller Kampf gegen die erdrückende Macht des Großkapitals, ein unaufhörliches Ringen gegen das Gespenst der Schande, das neben mir emporwuchs — riesengroß, das mir am Tage die Ruhe und in der Nacht den Schlaf raubte. Den Kampf mit dem Begner hatte ich längst aufgegeben. Ich machte Geschäfte neben ihm — was er mir übrig ließ — was mir der Zufall in den Schoß warf. Dann suchte ich durch die Höhe des Umsatzes hereinzubringen, was mir an der Höhe des Verdienstes verloren gegangen war; ich hätte es gekonnt — wenn ich Geld gehabt hätte, Geld genug für die großen Käufe und Verkäufe. So! . . . Haha! War anfänglich der Nutzen immer geringer geworden, so zerram er mir schließlich ganz unter den Fingern. Kam die Not, mußte diese oder jene dringende Verpflichtung erfüllt werden, so verkaufte ich billiger als ich eingekauft hatte. Ich borgte da und dort, bald war es eine Vergeßlichkeit, die mich hatte versäumen lassen, Geld einzuflecken, bald war ein Schuldner in Miskstand geraten und hatte mich in eine augenblickliche Verlegenheit gebracht. Nach den Geldern, die meine Verwandten mir anvertrauten, griff ich gierig wie der Verschmachtende nach dem Trunk; ich beredete Freunde, mir ihre Ersparnisse anzuvertrauen, ich ließ mir Wechsel von allen Geschäftsfreunden geben draußen auf dem Lande. Keiner wußte vom andern, jeder fühlte sich durch das Vertrauen geehrt, das ich ihn, gerade ihn vor so viel anderen auszeichnete. So ward ich ein Dieb und ein Betrüger . . . so ward ich ein . . . Fälscher, als es weiter ging auf diesem Wege.“

Karl Helfinger hatte die letzten Worte nur mit der äußersten Anstrengung hervorgestoßen und hielt nun einen Augenblick inne, bis er sich so weit gefaßt hatte, um fortzufahren zu können.

„Und während ich so tiefer und tiefer sank, häuften sich die äußeren Ehren. Das Vertrauen und die Anerkennung meiner Mitbürger verfolgten mich geradezu. Ich halte mich in der verhältnismäßig sorgenlosen Anfangszeit meiner geschäftlichen Thätigkeit nach Kräften um die Interessen des Gemeinwehens bemüht, als ich dann später begann, mich zurückzuziehen, sprach man mir von Bürgerpflichten, von übertriebener Bescheidenheit und dergleichen mehr. Ich ließ mich gern bereden, überhäubte die Stimme meines Gewissens gern damit, daß meine rastlose, unermüdete Thätigkeit im Dienst des Ganzen eine Sühne sei für die Schuld, die ich auf mich geladen hatte, die ich immer neu auf mich lud. Zuletzt dachte ich gar nichts mehr. Willenlos ließ ich mich von den Verhältnissen treiben; hier klammerte ich mich fest und dort, alles, alles war mir recht, das nach Rettung, das selbst nur nach Aufschub aussah, was meine Scheineristenz um Wochen, um Tage fristen konnte.“

Man sagt, man zahlt für den ersten Schritt! Wohl wahr! Aber man zahlt neu bei jedem folgenden. Was war auch der erste? O, noch weiß ich's wie heute. Freund L., der Großbauer und Mühlenbesitzer aus Jßingen hatte bei uns vorgesprochen. Nach dem Kaffee rauchten wir eine Cigarre miteinander und im Laufe des Gesprächs erwähnte L., er habe dieses Jahr auch die Frucht seines Schwagers, der einen schlimmen Fall gelitten hatte, mit zu verkaufen. Sie sei ausgezeichnet schön, ob ich vielleicht Abnehmer dafür sei. Ich erschrak. Mein Lager war bereits so groß, daß ich Bedenken tragen mußte, noch mehr zu kaufen. Auch waren meine Vorräte erschöpft. L. bemerkte mein Zögern. „Nichts für ungut, lieber Freund, der K. nimmt's gern, wollt's Ihnen nur zuerst anbieten, weil wir alte Freunde sind und die Ware wirklich ausnahmsweise schön ist.“

„Weiß, weiß! Nehme sie auch gern, will nur erst mal in meinen Büchern nachsehen, wie weit ich bereits engagiert bin. Entschuldigen Sie mich einen Augenblick!“

Ich hatte das alles herausgestoßen und war dann ins Nebenzimmer geeilt. Um in meinen Büchern nachzusehen? Ach nein! Wie ein wildes Tier in seinem Käfig ließ ich auf und ab. Was thun? Ihn zum Konkurrenten ziehen lassen? Niemals! Die Ware nehmen? . . . Ja, aber womit bezahlen? Dem Freund meine Lage aufdecken! Seinen Rat, seine Hilfe erbitten . . . Mir wurde es leicht bei dem Gedanken. Schon wandte ich mich . . . Doch nein! Ein Freund ist doch auch nur ein Mensch. Unter dem Siegel der Verschwiegenheit erfährt es ein anderer. Es sichert durch . . . man weiß nicht wie. Um mich, um meinen Kredit ist's dann gethan. Aber was . . . was thun!

Mein Blick blieb an der altmodischen Kommode hängen. Jawohl! Da drinnen liegt, was mich retten, mir über diese augenblickliche Verlegenheit hinaus helfen könnte. 5000 Mark, die mir Nachbar M. neulich zum Aufheben gegeben hatte. Eine Depesche hatte ihn spät am Abend zu einer Reise genötigt; den Banquier konnte er nicht herausjchellen und zu Hause mochte er's auch nicht lassen. Nahm ich die, für ein paar Tage nur, so war mir geholfen. Die Preise hatten angezogen, ich konnte hier preiswert kaufen und ein schönes Geschäft stand mir in sicherer Aussicht. Keinerlei Gefahr dabei, und ich war dem Nachbar doch hoffentlich noch für 5000 Mark gut? — So beschwichtigte ich mich selbst . . . und so . . . nahm ich das Geld.

„Mann, was haben Sie? Sie sehen ja aus wie ein Stück Luch!“ fragte L. besorgt, als ich wieder ins Zimmer trat.

„Nichts! Ein leichter Schwindelanfall!“

„Sie arbeiten zu viel, Sie sollten etwas ausspannen. Na, und wie ist's mit unserm Geschäft?“

Das war der Anfang vom Ende. Statt der Preissteigerung, die damals mit Händen zu greifen schien, trat ein Preisrückgang ein. Große Vorräte, die seither von Spekulanten zurückgehalten worden waren, wurden auf den Markt geworfen. Ich war in Verzweiflung. Hätte ich Geld gehabt, ich hätte mir helfen können. Noch mehr dazu gekauft zu niedrigem Preis, alles auf eine Karte gesetzt! Aber so! Keine Mittel mehr . . . mehr noch . . . fremdes Geld auf dem Spiel. Ich half mir. Gott weiß, wie ich mir half, von Verwandten Geld ausbrachte, von Freunden, von Freunden,

wo immer ich es bekommen konnte, ohne mich bloßzustellen. Dabei immer noch die Hoffnung, nein, die fixe Idee, die Scharte wieder auszuweichen zu können, auch innerlich vor dem eigenen Gewissen wieder so rein dazustehen wie vor der Außenwelt. Wäre ich schlecht gewesen von Haus aus, ich hätte den Teufel danach gefragt, aber so . . . Grüßte mich einer weniger zuborkommend als sonst, gleich packte mich die Angst, er wisse um meine Lage; traf mich ein forschender Blick, wenn ich einen Freund bat, mir aus einer augenblicklichen Verlegenheit zu helfen, so glaubte ich mich durchschaut. O, der Qual! O, der schlaflosen Tage und Nächte. Am Abgrund dahin, immer am Abgrund! Verzichte kein Gesicht, zucke nicht mit der Wimper, eine unvorsichtige Bewegung und du zerfällst in der Tiefe . . .

Und wie habe ich gearbeitet! Geforgt und mich gemüht bei Tag und Nacht. Wer mag aufstehen und sagen, es sei anders? Und wie haben wir gedarrt, ich und die Meinen. In der Stille, wo es niemand sah, niemand ahnte. Ich war kein Spieler, kein Spekulant und doch ein Betrüger — und doch ein Fälscher und ein Dieb. Und warum? Warum? Warum? Weil ich ein armer Schluader war von Haus aus, gerade weil ich kein Spieler werden, weil ich ehrenhaft bleiben wollte!

O, ich bin es nicht allein. Könnte ich ihnen die Masken herunter reißen, ihnen allen, die mit sorgloser Miene einhergehen ihres Kredites wegen und in deren Herzen die Verzweiflung wütht, die es aushalten, bis irgend ein Glücksjahr sie befreit oder der Tod sie erlöst oder die den Weg gehen, den ich ging. Arme Opfer des Scheins! Aermere Opfer des Systems, das den Geldsack auf den Thron gesetzt hat, den Vampyr, der alles ausaugt; die Tüchtigkeit und die Arbeit, den Geist und das Genie. Ich war tüchtig wie einer und habe gearbeitet wie einer. Da kam das Geld, die Uebermacht des großen Kapitals, und nahm mir die Ruhe und die Ehre und schlug mich tot.

Und nun bin ich tot. Einer mehr, der dem gefräßigen Polypen geopfert wurde, nicht der erste und bei weitem nicht der letzte. Sehen Sie sich doch um, hier im Saale um, meine Herrn Geschworenen und Richter, lesen Sie, was auf diesen bleichen Stirnen geschrieben steht: nicht der erste und nicht der letzte! Und das Kapitel wird ihnen das Blut aus den Adern saugen und die Freundlichkeit aus den Herzen; sie werden einhergehen bleich und scheu, wie ich ging, und werden nicht wagen, einander in die Augen zu sehen, wie ich that und werden vernichtet werden — wie ich."

Karl Helfinger, der sich hoch emporgerichtet hatte, daß es ausfiel, als sei er um Haupteslänge gewachsen, sank bei den letzten Worten wieder in sich zusammen. Nach einem tiefen Atemzug kam es leise und ruhig von seinen Lippen: „Meine Herren Geschworenen und Richter! Als das Unheil über mich hereingebrochen war, da habe ich seit vielen Jahren zum erstenmal wieder geschlafen, wie in Kinderzeiten. Das Schwerkste, daß es meine Familie und so viele Unschuldige mitgetroffen hatte, das vermochte ich nicht wieder gut zu machen . . . was Sie mir thun können, das wird nicht auf mir lasten . . .

Und nun verurtheilen Sie mich!" —

Die Leoniden.)

Als Chladni im Jahre 1794 — vier Jahre nach dem durch mehrere Hundert Augenzeugen bestätigten, von der Pariser Akademie aber für Blödsinn erklärten Meteoritenfall von Juillac in der Gascogne — in der berühmten Schrift „Ueber den Ursprung der von Pallas entdeckten Eisenmasse und einige damit in Verbindung stehende Naturerscheinungen“ klar und bestimmt den Nachweis führte: „erstens, daß öfters Stein- und Eisenmassen vom Himmel gefallen sind, und dieses als historische Thatsache anerkannt werden muß; zweitens, daß dieses Ereignis identisch mit Feuerkugeln ist, und diese nichts anderes als eine solche brennende Masse sind; drittens, daß diese Massen kosmisch sind, d. h. Anflömmelungen aus dem Weltraum, welche vorher der Erde und ihrer Atmosphäre fremd waren“ — da überschütteten ihn Gelehrte und Ungelehrte mit Hohn und Spott; man rechnete ihn „unter diejenigen, welche alle Weltordnung leugnen und nicht bedenken, wie sehr sie an allem Bösen in der moralischen Welt schuld sind“. Kaum war Chladni auf diese Weise gerichtet, da regneten am 16. Juni 1794 zu Siena Steine vom Himmel, gleich als wollte dieser selbst der Wahrheit zum Siege verhelfen; ein Jahr später, am 13. Dezember 1795, kam die gleiche Erscheinung in Wolcottage in

Yorkshire; am 26. April 1803 endlich fielen in Puyg in der Normandie Tausende von Steinen und Steinchen zur Erde nieder.

Hundert Jahre sind seitdem vergangen: Chladnis Ansicht wurde durch spätere Forschungen nicht nur glänzend bestätigt, sondern auch erweitert und vertieft. Das Jahr 1833 bildet einen neuen Ausgangspunkt für die weitere Erkenntnis des Wesens der Meteore. Damals nämlich erkannte Denison Olmsted in New-Haven während des berühmten, auf Nordamerika beschränkten Novemberphänomens (12./13. November), daß die Sternschnuppen alle von einem Punkte des Himmels im Sternbild des Löwen (Leonis) ausstrahlten und hiervon nicht abwichen, wiewohl der Punkt Höhe und Azimut veränderte. Damit war der Beweis erbracht, daß die Erscheinung nicht irdischer, sondern kosmischer Natur ist. Zugleich erinnerte man sich jenes herrlichen Sternschnuppenfalls, den Humboldt und Bonpland in der Nacht vom 11. auf den 12. November 1799 in Cumana in Venezuela beobachtet hatten. Darüber sagt Humboldt in seiner „Reise in die Äquinotialgegenden des neuen Continents“: „Die Nacht vom 11. zum 12. November war kühl und ausnehmend schön. Gegen Morgen von 2¹/₂ Uhr an sah man gegen Ost höchst merkwürdige Feuermeteore. . . . Tausende von Feuerkugeln und Sternschnuppen fielen hintereinander, vier Stunden lang. Ihre Richtung war sehr regelmäßig von Nord nach Süd. . . . Alle Meteore ließen 8 bis 10 Grad lange Lichtstreifen hinter sich zurück, was zwischen den Wendekreisen häufig vorkommt. . . . Fast alle Einwohner von Cumana sahen die Erscheinung mit an, weil sie vor 4 Uhr aus den Häusern gehen, um die Frühmesse zu hören. Der Anblick der Feuerkugeln war ihnen keineswegs gleichgültig; die ältesten erinnerten sich, daß dem großen Erdbeben des Jahres 1766 ein ganz ähnliches Phänomen vorausgegangen war. . . . Vor 4 Uhr hörte die Erscheinung allmählich auf; Feuerkugeln und Sternschnuppen wurden seltener, indessen konnte man noch eine Viertelstunde nach Sonnenaufgang mehrere an ihrem weißen Lichte und dem raschen Hinfliegen erkennen. . . . Da bei meinem Abgang von Europa die Physiker durch Chladnis Untersuchungen auf Feuerkugeln und Sternschnuppen besonders aufmerksam geworden waren, so versäumten wir auf unserer Reise von Caracas nach dem Rio Negro nicht, uns überall zu erkundigen, ob am 12. November die Meteore gesehen worden seien. . . . Alle diese Beobachter verglichen das Phänomen mit einem schönen Feuerwerk, das von 3 bis 6 Uhr morgens gewährt.“

So war der Gedanke der Periodizität gegeben, der sich in der Folge für eine ganze Anzahl Meteorischwärme als begründet erwies. Wir kennen deren heute mehrere, die alljährlich mit großer Pünktlichkeit sich einstellen. So für die nördliche Halbkugel der Erde die Sternschnuppen des 1.—3. Januar, 12.—13. April, 19.—23. April, 26.—29. Juli, 9.—13. August (Perseiden oder Laurentinschwarm), 19.—25. Oktober, 13.—14. November (Leoniden), 27.—29. November, (Andromediden), 6.—13. Dezember.

Manche dieser Schwärme, wie z. B. des August, treten jedes Jahr mit nahezu gleicher Stärke auf; bei anderen unterliegt die Intensität der Erscheinung starkem periodischen Wechsel. Zu letzteren gehören die Leoniden, die gegen Mitte November in die Nachbarschaft der Erde gelangen und dann zum Teil als leuchtende Meteore die Atmosphäre durchschneiden. Sie sind Mitglieder unseres Sonnensystems und bewegen sich in einer langgestreckten elliptischen Bahn, die gegen die Ekliptik in einem Winkel von 17³/₄ Grad geneigt ist und sie in zwei Knotenpunkten schneidet, wovon der eine etwa 20 Millionen Meilen von der Sonne entfernt an dem Ort des Weltraums liegt, den die Erde um den 14. November durchschneidet, während der andere in Uramswerte von uns absteht. Die zuerst von Olbers erkannte Periodizität der Leoniden, deren Auftreten man bis zum Jahre 902 zurückverfolgen kann, umfaßt einen Zeitraum von 33¹/₄ Jahren. Jedesmal nach Verlauf dieser Zeit treten die Sternschnuppen des November besonders zahlreich und glänzend auf. Daraus folgt, daß die Massen des Novemberschwarms im Gegensatz zu denen des Augustschwarms durchaus ungleichmäßig über die Bahn verteilt sind: Anhäufung an einer Stelle, sonst relative Leere. Die Stelle des Firmaments, von der die Sternschnuppen herzukommen scheinen, nennt man Radiationspunkt. Man erhält ihn, wenn man den Weg der leuchtenden Meteore rückwärts verlängert. Die Divergenz der Bahnen der einzelnen Schwärme ist nur Wirkung der Perspektive, in Wirklichkeit sind sie nahe parallel.

Aus Richtung, Geschwindigkeit und Umlaufszeit kann die Meteorbahn berechnet werden. Dabei ist man zu höchst interessanten Ergebnissen gelangt. Kein geringerer als Schiaparelli fand eine merkwürdige Uebereinstimmung zwischen den Bahnelementen der Perseiden und denen des Kometen III des Jahres 1802; eine gleiche ergab sich für die Leoniden und den Kometen I des Jahres 1866. Diese Thatsache ist für die Erkenntnis des Wesens der Kometen und Meteorischwärme von allergrößter Bedeutung. Es kann kaum noch einem Zweifel unterliegen, daß wir es mit nur graduell verschiedenen Körperaggregaten zu thun haben. Die Kometen haben wir uns wohl aus Nebelflecken, d. i. undifferenzierten kosmischen Massen, entstanden zu denken, die in den Bereich der Anziehung der Sonne gelangt sind und aus kugelförmigen Gebilden zu langgestreckten Cylindern oder Kegeln auseinander gezogen wurden. Damit ist das Kometenstadium erreicht. Der Komet nun ist ein Körper von looerem Gefüge. Der der Sonne zugekehrte dichtere Kopf hat größere Geschwindigkeit als die ent-

*) Aus der Wochenschrift „Mutter Erde“, W. Spemann, Berlin.

ferneren Teile, die allmählich zurückbleiben. So wird der Komet in die Länge gezerzt, bis seine Masse schließlich die ganze Bahn erfüllt und in einem geschlossenen elliptischen Ringe um die Sonne kreist. Trifft die Erde dann irgendwo mit einem Meteorringe zusammen, so haben wir das Schauspiel eines Sternschnuppenfalls. Die Perseiden befinden sich bereits nahezu in dem eben gekennzeichneten Zustande. Bei den Leoniden ist der Auflösungsprozess noch nicht soweit fortgeschritten; sie haben teilweise noch Kometencharakter bewahrt. Zum letzten Mal kam der Kern dieses Schwarns in der Nacht vom 13. auf den 14. November 1866 in Erdnähe; seine Wiederkehr ist für dieses Jahr zu erwarten, (und zwar, wie neulich erwähnt wurde, nach den Berechnungen auf der Wiener Sternwarte, vom 15. zum 16. November, wobei das Maximum auf den 15. d., abends 9.30 Uhr fällt; nach anderer Berechnung tritt es am Morgen des 16. d. um 7 Uhr mitteleuropäischer Zeit ein).

Als Ergebnis können wir festhalten: Die Leoniden sind als ein im Auflösungsprozess begriffener Komet zu betrachten, dessen Kopf alle 33 bis 34 Jahre seine Erd- und Sonnennähe erreicht. Die Auslöschung wird weitere Fortschritte machen, und die Bestandteile des Schwarnes, kleinere und größere Eisen- und Steinmassen, dazu jedenfalls Kohlenwasserstoffverbindungen, werden sich über die ganze Bahn verteilen. Damit wird das periodische Maximum an Intensität verlieren; die Sternschnuppenfälle des November werden gleichmäßiger in den einzelnen Jahren auftreten und dann eine ähnliche Erscheinung bieten wie die Perseiden des August. Allgemein gesprochen: Die Kometen sind lockere Anhäufungen kleiner kosmischer Körper (Meteorite); die Meteoritenschwärme (Sternschnuppen) sind in der Auflösung begriffene Kometen. Die Furcht vor einem Zusammenstoße der Erde mit einem Kometen ist gänzlich grundlos; die Atmosphäre ist ein genügend schützender Panzer, und die Erde ist schon öfters mit Kometenmassen in Verührung gekommen, ohne den geringsten Schaden zu erleiden. —

D. Ankel.

Kleines Feuilleton.

Id. Der Nachruf. Auf dem Hausflur stampfte ein Mann den Schmutz von den Stiefeln. Dann wurde die Thür des Gastzimmers geöffnet, mit großen Schritten kam der Mann herein. „Morgen, Hinz!“ sagte der Wirt vom Schänkeltisch her.

„Morgen, Morgen!“ antwortete Hinz. Er zog seinen triefenden Mantel aus, schlug den Regen vom Hut und wartete sich auf die Bank am Fenster. „Schweinevetter!“ meinte er. Nach einer kurzen Pause fügte er hinzu: „n Schnaps . . . und ne Cigarre!“

Der Wirt brachte beides; bald saßen sie einander gegenüber und besprachen die Neuigkeiten des Dorfes. „Na, dat haste doch schon gesehn, dat wir all wedder ne Bude hierher kriegen?“ fragte der Wirt.

„Ja . . . wat werden se denn haben?“

„n Panorama oder n Museum.“

„Ach . . .“ machte der Bauer, wie wenn ihm das gleichgültig wäre. Sie sprachen von anderen Dingen. Plötzlich fragte der Bauer wieder: „Wat werden se denn haben?“ Er deutete mit der Hand hinter sich durchs Fenster, ohne sich umzudrehen.

„Ja . . . Bilder . . . Seeschlachten . . . und Wachsfiguren.“

„So . . . ja wat id noch sagen wollte . . . Höfts Marie will ja nu ood in de Stadt.“

Wieder sprachen sie von anderen Dingen. Die nassen Kleider des Bauern fingen an zu dampfen. Er rüttelte sich und schien sich wofler zu fühlen. Mit einem Ruck drehte er sich um, sah hinaus auf den Platz und sagte: „Aberst, genau weechte nich, wat se haben?“

„Nee,“ meinte der Wirt gebehnt.

Sie sahen nun beide hinüber nach dem Bohnwagen der Bubenbesitzer. Seine grellgrüne Farbe stach stark von dem verwelkten Laub des Gebüsches, das den Dorf Kirchhof umgab. Neben dem Wagen legten zwei Männer und eine Frau Balken und Stangen über die Pfützen. Sie arbeiteten hastig und still, ohne viel zu sprechen. Die Männer hatten die Röcke ausgezogen und arbeiteten in Hemdsärmeln. Die Frau trug nur ein leichtes Tuch über Kopf und Kleid, zum Schutz gegen den Regen. Es rann unaufföhrlich hernieder in feinen Fäden. Kein Mensch ging über den Platz. Kein Kind kam gelaufen, um zuzusehen. Die gefallenen Blätter schwammen in dem Wasser, das in den Räder Spuren und in den tieferen Stellen der StraÙe stand.

Der Bauer rüttelte sich wieder: „Jetzt möchte man doch keinen Hund rausjagen.“

„Nee . . .“

„Dat is doch eigentlich faules Paß — diese Bubenkerle. Dat is doch keene Arbeet, so ne Bude aufstellen!“

„Na . . .“

„Nee, dat 's keene Arbeet. . . Na, sag mal selbst — wie dat is, dat hat man doch an de Klara gesehn, die Neeyer zu sich genommen hatte.“

„Ja, da weech man ja nu nicht Bestimmtes nicht drüber. Der eene meent so, der andre meent so. Also da kann man ja nu nicht sagen. . . . Aber heute soll ja woll Testamentsöffnung sin?“

„Ja — id war ja in de Stadt — se is abgeblibt!“ Freude und Gemüthung klangen aus der raschen Sprache.

„Wat? . . . wirklich? Dat war doch aber wirklich nicht vorauszusehen. Er hatte se doch gehalten, wie wenn se seine Frau wäre. Er wollte se ooch heiraten.“

„Ja, dat war woll man bloß so gesagt.“

„Nee, nee, Du kannst et glooben. Ja hab't man eens mit meinen eigenen Ohren mit angehört, dat er sagte: Dat sich keener an de Klara vergreift — dat wird meine Frau, die hängt wenigstens an mir un is mir dankbar, dat id se aus ihrem Sumpf gezogen habe. Se is gut und brav un nich verboht — id heirate se!“

„Ja, un nu hat se der olle Neeyer doch uff'n Proppen sitzen lassen. Det hat er woll bloß so in Dusef gesagt. . . . Na, sage mal selbst, wat dat ne Manier, so n Frauenzimmer aufzunehmen un se so zu halten, wie unsere Weiber? Aber der Olle hatte immer 'n Keenen weg. Dat mußte man erst so lange warten, bis dat et graue Haare hatte — un denn macht dat so ne Dummheit. . . .“

„Ja,“ der Wirt zog die Schultern hoch; „Iomisch war dat ja.“

„Na, is dat nu dem Frauenzimmer nich ganz recht, dat se so raus muß aus all dat Schöne?“

„Ja . . . aber wat wird denn nu aus dem Jungen?“

„Na, der kriegt mal alles . . . Der Olle hat ihn ja anerkannt. Un Verwandte sind sonst nich.“

„Aber die Klara . . .“

„Die hat vorläufig weiter nicht, als die neum Mark monatlich fürs Kind. Das Gericht hat bestimmt, dat der Vormund un nich de Mutter, die Klara, alles verwalten soll. Nu wird se woll wieder als Anruferin bei so ner Bude gehen. . . . Is ihr ooch ganz recht. . . . So't mal sehn, die weent dem Neeyer keen Dröppfen nach.“

Der Bauer schmauchte an seiner Cigarre. Er sah schweigend den Dreien zu, die auf dem Platz die Bude aufbauten. Jetzt hatten sie schon das Gerippe aufgeschlagen. An der einen Seite hängten sie Pläne an.

Da kam am Platz entlang ein junges Weib — schwarzgekleidet wie eine Trauernde. Auf dem Arm trug sie einen zweijährigen Jungen. Sie ging auf das Gasthaus zu.

„Die Klara,“ meinte der Bauer.

„Als sie auf dem Flur die FüÙe reinigte, sagte er: „Bin doch neugierig, ob sie wat sagt.“

Sie kam still herein, setzte das Kind auf einen Stuhl und bestellte heiÙe Milch. Ruhig kleidete sie es aus und erfrischte es.

Der Bauer starre neugierig in ihr blaßes Gesicht. Als sie gar nicht sprach, fragte er zudringlich: „Wat wird denn nu, Klara?“

Sie sah ihn groß an und bebann sich. Dann meinte sie abweisend, gleichgültig: „Weiß noch nich.“ Langsam drehte sie sich um mit dem Kinde. Ein unterdrücktes Schluchzen tönte durch das stille Zimmer. „Water ist tot!“ flüßterte sie dem Kinde zu.

Als sie sich beruhigt hatte, sah sie empor und erblickte die im Regen Arbeitenden. Lange sah sie, betrachtete die drei und flüßterte hin und wieder dem Kinde zu:

„Water ist tot!“ —

— Ein Theaterzettel. In der „Straßburger Post“ veröffentlicht ein Mitarbeiter seine Sammlung Iomischer Theaterzettel. Die Perle der Sammlung ist folgende Anzeige, die im Jahre 1882 in einem kleinen sächsischen Dorfe angeschlagen wurde:

Heimte, Dienstag, aufzuführen zum Vorbeil der Gesellschaft allhie

Das Schmuckkästchen

oder der Weg zu Herzen!

Ein Sauspil in für Akt, von Mozaburg, Dichter.

Die Musikl von Richter und Mozard allda.

Person!

- Baron Durlach, ein guter Mann . . . Herr M.
- Amalie, seine Gadin, jung . . . Frau S.
- Die alte plauschette Landrätin . . . Frau B.
- Graf Eßlingen, Schwalid . . . Herr V.
- Christiana, rührender alter Diener . . . Herr W.
- Advogad Bauermann, Iomisch . . . Herr P. d. ä.
- Sohn, Kammer . . . Herr P. d. j.

Die Handlung Spißt im Deater.

Gelübtes Publikum!

Dieses Stug hatte sogar in Wien und Berlin gefallen und ist auf alle große Deater gefallen, denn es ist Lustigen Temperament, die muß hie auch Wehfall finden, weilen es Lustig ist und die ald Landrätin Biles blauscht un rädet dabeh. Auch ist Moral dabeh. Preis der Plätze um 6 Uhr und mit Schlag Uhr angefangen.

Die Gesellschaft allhie. —

ie. Die Kultur der Regere in Nordamerika. Ein Korrespondent des Londoner „Lancel“ teilt aus New York eine Statistik mit, die die Erfolge der Regerebevölkerung in den Vereinigten Staaten in ihrem Streben nach Civilisation kennzeichnet. In den letzten 35 Jahren ist der Teil der Regerebevölkerung, der weder lesen noch schreiben konnte, um 45 Proz. gesunken. In den gewöhnlichen Schulen werden 1½ Millionen Regerkinder unterrichtet, an den höheren Instituten befinden sich 40 000 Regere als Studenten, 30 000 nehmen die Stellung von Lehrern ein. Ferner studieren 20 000 Regere Handelswissenschaft, 1200 liegen klassischen Studien, 1200 der Beschäftigung mit den Naturwissenschaften ob und 1000 bilden sich für den kaufmännischen Stand vor. Regere, die einen akademischen Grad erreicht haben, giebt es gegenwärtig 17 000. Die von Regern begründeten Bibliotheken haben einen Umfang von 250 000 Bänden, es bestehen 156 Institute ausschließlich zur höheren Ausbildung von Regern. Die Zahl der schwarzen Aerzte beträgt 500, diejenige der

von Negern geschriebener Bücher 300. 250 Neger bekleiden eine Stelle in der Rechtsprechung. Ferner giebt es 3 von Negern geleitete Banken, 3 von solchen herausgegebene Zeitschriften und 400 von Schwarzen geleitete Zeitungen. Der Wert ihrer Bibliotheken wird auf 2 Millionen Mark geschätzt, der Wert ihrer Schulen auf 50 Millionen. Seit dem Kriege haben die Neger selbst für ihre Erziehung etwa 40 Millionen Mark ausgegeben. —

Theater.

— Schauspielhaus. „Der Herr im Hause“, Lustspiel in vier Aufzügen von Paul Lindau. — Mit einem Kollegen einigte ich mich im Zwischenakt auf „harmlosen Blödsinn“. Immerhin aber muß bemerkt werden, daß der Blödsinn nur darum harmlos ist, weil Herr Lindau ein abgethaner Litterat ist, den man laufen lassen kann. An und für sich ist das Handwerk, das er treibt, ganz und gar nicht harmlos. Es wird sofort gemeingefährlich, wenn es einen „goldnen Boden“ bekommt. So lange nur die Abommenten des Schauspielhauses gezwungen werden, den widerwärtigen Kinderbrei zu löffeln, den Herr Lindau anrührt, ist zur Beruhigung kein Grund vorhanden. Sollten in der Folge oder die süßen Schüsseln auch auf andern Tafeln dampfen, müßte die Kritik doch Anstalten treffen, sie hinwegzuräumen und dem Endeloch sein Gewerbe zu legen. Der Fall scheint indessen, wie gesagt, nicht einzutreten. Auch in der litterarischen Speculation giebt es so etwas wie eine „Entwicklung“ und von dieser Entwicklung ist der geistreiche Paul überholt. Herr Blumenthal hat von der Konkurrenz seines gleichwertigen Kollegen nichts zu fürchten.

Einen eigentlichen Inhalt hat das „neue“ Stück selbstverständlich nicht. Ebenso selbstverständlich aber ist es, daß Herr Lindau einen Inhalt wenigstens vorgelegt muß. Wenn dadurch eine Erzählung entsteht, in der der eine Satz immer vom nachfolgenden anderen aufgehoben wird, so ist das lediglich ein dramatischer Vorzug. Es bleibt auf diese Weise schließlich nichts übrig und das Publikum wird also auf dem Heimwege auch durch nichts beschwert. Die Fabel, die Herr Lindau der Lammsgeduld seines Publikums zumutet, ist etwa folgende: Mann, Weib und Hausfreund leben einträchtiglich zusammen. Der Hausfreund ist aber gar kein Hausfreund, sondern einfach ein heiratsfähiger Junggeselle, der sich einer gefesteten Moral erweist. Schließlich ist er aber auch nicht einmal ein heiratsfähiger Junggeselle, denn er heiratet eine reiche Wadtsch vom Fled weg. Auch die sozusagen gemeinsame Ehefrau ist keine schüde Sünderin. Der bekantlich sehr keusche Paul würde so etwas nie zulassen. Vielmehr ist sie eine edle Seele, die der Heirat ihres Hausfreundes, der gar kein Hausfreund ist, loyal ihren Segen giebt. Somit löst sich der Unsum in das pure Nichts auf und vom Stück bleibt nichts übrig, als der berühmte „glänzende Dialog“.

Was es mit dem „Glanz“ dieses Dialogs auf sich hat, mögen unsere Leser an einem Beispiel erkennen. Eine alte Tante vergleicht die Ehefrau mit einer Klette, die sich der Hausfreund an sein Leben gefest hat und dann hält sie dem Bedauernswerten etwa folgende Rede: „Alles in der Welt ist in einer großen und einer kleinen Ausgabe vorhanden. Es giebt einen großen und einen kleinen Wären, ein großes und ein kleines Ehrenwort, einen großen und einen kleinen „Neger“. So giebt es auch eine große und eine kleine Klette. Die große wird gefährlich durch die gemeinsame Schuld; die kleine durch die Macht der Gewohnheit. Sie, mein Freund, haben die kleine Klette.“ „Soviel über den „Glanz“ des Dialogs, den man nach dieser Probe gehörend zu würdigen wissen wird. Das etwas wehmütig gestimmte „Berliner Tageblatt“ ist so glücklich, in dem Mitgeteilten einen „Anfang“ zu einer „Moral“ zu sehen, der leider nur nicht ganz angereift ist. Wenn das intelligente Blatt genauer hingesesehen hätte, hätte es mit seiner eminenten Sachkenntnis auf diesem Gebiet leicht entdecken müssen, daß wir einfach eine Redebliße vor uns haben, deren Ketch sämtliche Wohlgerüche des „Greffes“ ausströmt, der im „All“ so liebevoll gepflegt wird. Gespielt wurde der dialogifizierte Unsum gut. — E. S.

Technisches.

— Die industrielle Verwertung des Maises. Von Jahr zu Jahr wachsen die von den ungeheuren Ebenen Nordamerikas erzeugten Getreidemengen. Vor allem ist es der Mais, der mit größter Leichtigkeit vom Boden produziert wird und als Nahrungsmittel für Menschen und Tiere auch in Europa eine jährlich steigende Rolle spielt. Gegenüber Weizen und Roggen ist er infolge seines niederen Eiweißgehaltes und seiner schweren Verdaulichkeit als minderwertig zu erachten; dagegen ist er als Stärkelieferant von höchster Bedeutung für die Zukunft, möglicherweise von größerer als Roggen, Weizen und Kartoffeln zusammengenommen. Nun ist besonders angehts der außerordentlich bedeutenden diesjährigen Maisernte der amerikanischen Farmer nicht nur der zunehmende Gebrauch dieser Frucht als Nahrungsmittel, sondern auch der sich stetig erweiternde Maisverbrauch in der Industrie von erhöhtem Interesse. Während der letzten Jahre hat die Verwendung des Maises zu industriellen Zwecken eine so starke Steigerung erfahren, daß er gegenwärtig für etwa zwanzig verschiedene Fabrikate das Rohmaterial liefert. Die vornehmlichsten Produkte, für welche Mais jetzt das Rohmaterial, sind: Traubenzucker (Glykose) Dextrin, Stärkemehl, Del, Dextrin (aus den fettreichen Keimen), Spiritus und Kautschukfurrogat (aus Maisöl). Der

Maiszucker wird verwendet in der Brauerei, bei der Herstellung von Limonaden und Fruchtconerven, das Maisstroh in Papierfabriken, als Polstermaterial und Rohstoff für Konleanz usw. Thatsächlich hängt also bis zu einem gewissen Grade eine ganze Reihe wichtiger Industriezweige von dem Ertragnis der Maisfelder ab. Betreffs des neuesten Maisgebrauches zu industriellen Zwecken sind es daher in erster Linie zwei Fabrikate, welche einen umfangreichen Konsum von Mais in Aussicht stellen. Einmal ist damit die Verwendung des Mais bei der Herstellung von rauchschwachen Pulver gemeint. Hunderttausende von Gallonen Maisspiritus sind bereits in den Pulverfabriken gebraucht worden. Noch mehr verspricht aber, nach Ansicht der „N.-Y. S.-Z.“, die zuletzt angekommene Verwendung des Maises zur Herstellung eines Kautschukfurrogats. Es wird von den Erfindern des letzteren behauptet, daß dasselbe zu einem Preise von 50 Pfennig pro Kilogramm hergestellt und in Verbindung mit einer gleichen Menge von Paragummi für alle Kautschukartikel verwendet werden kann. Man braucht dies nicht zu glauben, aber seit einiger Zeit werden derartige Behauptungen so oft wiederholt, daß man auf die ihnen zu Grunde liegenden Thatsachen neugierig wird. Immerhin wäre es möglich, daß sich aus Maisöl ein Kautschukertrag (Guttis) gewinnen ließe, wie aus dem bisher dafür verwendeten Leinöl und Baumwollsamennöl. — (Techn. Rundsch.)

Humoristisches.

— Schlaue. Der Schneider-Jall kam Sonntag mit einer derart zerrissenen Hose in die Kirche, daß er bei einigen frommen Gemeinern Anstoß erregte und ihn der Pfarrer nach Schluß des Gottesdienstes zu sich heranzwinkte. „Schämst Du net“, sagte er, „mit auer solchen Hosen in d' Kirche z' kemma? Du bist ja a Schneider, warum stichst D' Dir's net?“

„Schäm S', Hochwürden“, meinte der Schneider-Jall, „i hab jekt so viel Arbeit, wo i was verdeen, daß i mi mit auer solchen Hlederei, für dös mir kans was zahlt, net aufhalten kann.“

„So, so“, sagte der Pfarrer, „damit Du net z' kurz kimmst, gib i Dir fuszig Kreuzer und dafür wies Du Dir Dei' Hosen schön sauber herrichten.“

Der Schneider-Jall sagte: „Vergelt's Gott zehntausendmal!“ und ging. Wer aber am nächsten Sonntag wieder mit einer zerrissenen Hose in die Kirche kam, war der Schneider-Jall.

Jetzt wurde dem Herrn Pfarrer die Geschichte zu bunt; er ließ sich den Jall rufen und herrschte ihn an: „Du Lump, Du! Hab' i Dir net vorigen Sonntag fuszig Kreuzer geben, damit Du Dir Dein' Hosen stichst und jekt kimmst mer no' allweil so daher?“

„Das hat scho' sei' Nichtigkeit“, sagte der Jall bedächtig, „aber wissen S', Hochwürden, i hab mir die Hof'n z' Haus g'nau angeschaut; die is so zerrissen, das i's beim besten Willen unter a Gulden net stichen kann!“ — (Reggend. hum. Bl.)

Notizen.

— „Ueber Land und Meer“ ist seit Beginn des neuen Jahresanges zu einer etwas besseren „Woche“ geworden. Das Papier ist glatter, der textliche Inhalt geringer; an die Stelle der Holzschritte sind Autotypen getreten. Dieses Verfahren ist um mehr als die Hälfte billiger als der Holzschritt. Die Folge der Änderungen ist, daß die Khylographische Anstalt der deutschen Verlagsanstalt (vorm. Ed. Hallberger) in Stuttgart vom 1. Januar 1900 ab aufhören wird zu existieren. Zu diesem Termin ist sämtlichen 16 Beschäftigten des Instituts gekündigt worden. —

— Für das Goethe-Denkmal in Straßburg i. E. wird ein Preisanschreiben in kurzem veröffentlicht. Die Sammlungen haben den Betrag von 110 000 M. überhritten. —

— Ein neues Schauspiel von Paul A. Kirstein ist für das neue Hamburger Schauspielhaus zur Aufführung angenommen. Das Stück führt den Titel „Das Ende“ und behandelt einen Konflikt aus dem Eheleben. —

— Zur Zeit der Weltausstellung 1900 sollen in Paris Aufführungen der schönsten, zum Teil bisher unbekanntem Hymnen aus der Zeit der Revolution veranstaltet werden. Aus der Zahl der Werke (mehr als hundertfünfzig!) werden die hervorragendsten ausgesucht werden; Werke von Méhul, Cherubini, Lesueur, Coffec, Martini und anderen. Unter diesen Arbeiten befinden sich einige von sehr beträchtlichem Umfang; das größte ist vielleicht der „Nationalgesang vom 14. Juli 1800“ von Méhul, das für drei Chöre und drei Orchester geschrieben ist. Alle diese Werke wurden komponiert und zu Gehör gebracht in den 10 Jahren von 1790 bis 1800. —

— Leonardo da Vincis „Heiliges Abendmahl“ ist, wie dem „V. L.“ aus Mailand berichtet wird, in Gefahr, durch Feindschaft der Band völlig zerstört zu werden. Das Bild ist bereits mit einer Schicht Stimmeln bedekt. Eine Kommission von Sachmännern wird versuchen, der weiteren Zerstörung Einhalt zu thun. —

— Eine Volks-Sternwarte nach Art der „Urania“ wird in Kanada aus den Mitteln einer privaten Stiftung errichtet. —

— In der Redaktion des „Peterburgski Listok“ fand vor kurzem eine interne Feier statt: der unter dem Pseudonym „Dossushi“ schreibende Mitarbeiter J. R. Gerson hatte seine 500 000 Zeile in den Druck gebracht. —